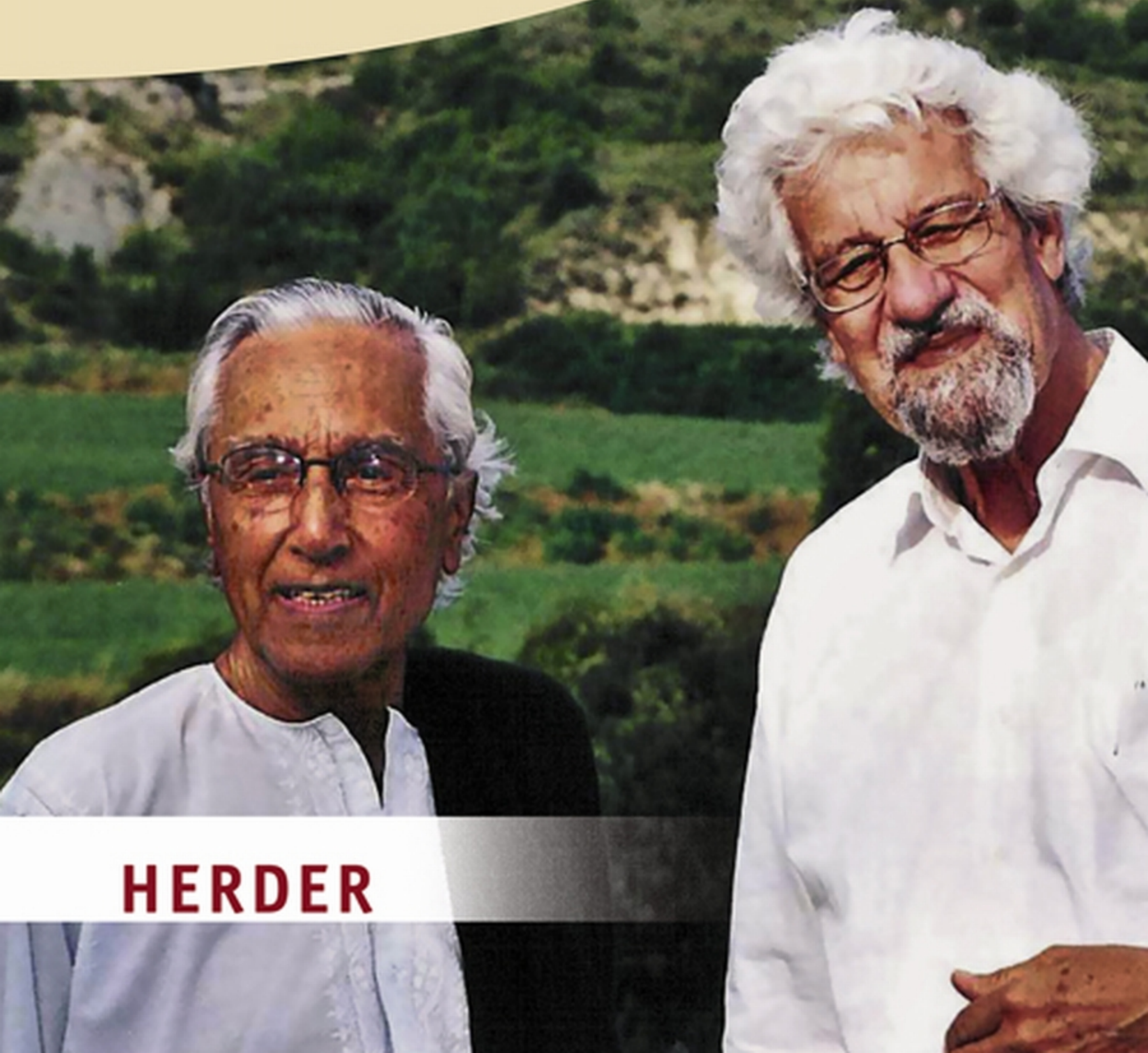


Hans-Peter Dürr Raimon Panikkar Liebe – Urquelle des Kosmos

Ein Gespräch
über Naturwissenschaft
und Religion



HERDER

Hans-Peter Dürr / Raimon Panikkar

Liebe – Urquelle des Kosmos

HERDER spektrum

Band 5965

Das Buch

Reichen die Naturwissenschaften aus, um die Welt zu verstehen? Führt ihre spirituelle Einbettung zu einer tieferen Sicht des Lebens und der Wirklichkeit? - Der berühmte Quantenphysiker Hans-Peter Dürr und der weltbekannte Religionsphilosoph Raimon Panikkar legen in diesem Buch das faszinierende Konzentrat ihres Austausches über das Gemeinsame und Trennende in Naturwissenschaft und Religion vor.

Die Autoren

Hans-Peter Dürr, geb. 1929, Prof. Dr. phil. PhD, ist Physiker und Träger des Alternativen Nobelpreises. Bei Herder spektrum erschienen von ihm außerdem (zusammen mit Marianne Oesterreicher): „Wir erleben mehr als wir begreifen“; „Auch die Wissenschaft spricht nur in Gleichnissen“.

Raimon Panikkar, geb. 1918, ist promovierter Naturwissenschaftler, Philosoph und Theologe sowie bedeutender Vertreter des interreligiösen Dialogs. Er lehrte zuletzt an den Universitäten von Madrid, Cambridge, Harvard und Varanasi (Benares).

Der Herausgeber

Roland R. Ropers, Religionsphilosoph und Publizist, ist Chairman der International Gandhi & Griffiths Society. Zahlreiche Veröffentlichungen sowie weltweite Vortrags- und Seminartätigkeit.

Hans-Peter Dürr / Raimon Panikkar

Liebe – Urquelle des Kosmos

Ein Gespräch über Naturwissenschaft
und Religion

Herausgegeben von Roland R. Ropers

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

Originalausgabe

© Verlag Herder Freiburg im Breisgau 2008
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Umschlaggestaltung und -konzeption:
R·M·E München/Roland Eschlbeck, Liana Tuchel

Umschlagmotiv: © Roland R. Ropers (Aufnahme im Jahr 2003 in Tavertet)

Herstellung: fgb · freiburger graphische betriebe 2008
www.fgb.de

ISBN: 978-3-451-33106-0

*... Eifrig so der Geist bestrebt,
Zu erforschen, zu erfahren,
Wie Natur im Schaffen lebt.
Und es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart:
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art.
Immer wechselnd, fest sich haltend,
Nah und fern und fern und nah,
So gestaltend, umgestaltend –
Zum Erstaunen bin ich da.*

(Johann Wolfgang von Goethe, „Gott und Welt“)

Inhalt

Einleitung	
von Roland R. Ropers	9
Zwei Sprachen	19
Quantenphysikalische Weltbetrachtung	
Einführung von Hans-Peter Dürr	21
Aufeinanderfolge von Gegenwarten	21
Manipulation der Zukunft	23
Urgrund als Urquelle	24
Offenheit	25
Wir erleben mehr als wir begreifen	26
Wirks und Passierchen	29
Kosmos – die umfassende Wirklichkeit	31
Zukunft ist unendlich vielfältig, aber nicht beliebig	32
In jedem Augenblick ereignet sich die Welt neu	32
Das Lebendige	35
Offene Welt der Potenzialität	37
Untrennbar mit allem verbunden	40
Kosmotheandrische Vision	
Einführung von Raimon Panikkar	43
Eine neue Unschuld	45
Einheit der Wirklichkeit	46
Urquelle der Schöpfung	47
Das Selbst hat keine Grenzen	49
Die menschliche Dimension der Wirklichkeit	51
Einzigkeit oder Individualität	53
Es gibt nicht zwei Welten	54
Gottes eigene Welt	55
Die Unerschöpflichkeit aller Dinge	56
Wir sind Gottes „Du“	57
Dialog	59
Sprache und Verständigung	59

Mysterium des Dialogs	60
Liebe – Wesen der Wirklichkeit	61
Erfahrung	63
Kommunikation und Kommunion	66
Ansicht und Einsicht	68
Unsterblichkeit	70
Christus und Trinität	72
Der Geist hat keinen Namen	77
Gleichnisse	79
Überlieferung und Übertragung	81
Die Quelle in uns	82
Moderne Wissenschaft und Erkenntnis	85
Wahrer Christus	86
Einfluss des Buddhismus	89
Die Physik hat sich weiterentwickelt	90
A-duale Erfahrung	94
Das Subjekt der Erkenntnis	97
Unsere Sprache ist anthropomorph	98
Das gedachte Universum	100
Existenz	104
Liebender Dialog	105
Theophysik	106
Letzte Wirklichkeit	108
Naturwissenschaft und Religion	112
Glaube und Glaubenssätze	112
Sterben, Tod und Weiterleben	116
Denken in Metaphern	120
Berührung von Spiritualität und Quantenphysik	122
Technologie und Wissenschaft	125
Was heißt „es gibt“?	130
A-Dualität und Ahnung	137
Welle und Meer	140
Liebe ist die Quelle	141
Tropfen und Wasser	143
Trinität	146
Zeit	148
Defizit der Sprache	150
Evolution	151
Die religiöse Sprache ist eine Sprache der Liebe	153

Einleitung

von Roland R. Ropers

*„Die Welt ist so unruhig,
man denkt fast nie an das gegenwärtige Leben
und an den Augenblick, in dem man gerade lebt,
sondern an den, in dem man leben wird.
So droht man immer in der Zukunft zu leben
anstatt jetzt.
Die Gegenwart ist die einzige Zeit,
die uns wirklich gehört,
und wir sollten sie nach Gottes Willen nutzen.“*

(Blaise Pascal)

Das Gespräch zwischen dem Quantenphysiker Hans-Peter Dürr und dem Religionsphilosophen Raimon Panikkar im spanischen Gebirgsdorf Taveret, 120 km nordwestlich von Barcelona, war ein einwöchiges Abenteuer besonderer Art. Zwei bedeutende Gelehrte versuchten mit profundem Wissen und großer Behutsamkeit am Beginn unseres 21. Jahrhunderts, im Juni 2003, ein Erklärungsmodell für das gegenseitige Verstehen von Naturwissenschaft und Religion zu formulieren.

Während der Aufbruchphase der naturwissenschaftlichen Revolution, in der man die mechanischen Kräfte, die Himmelskörper und den Planeten Erde neu entdeckte, trennten sich viele Physiker von der traditionellen christlichen Anschauungsweise des Kosmos. Ein zentraler Punkt im Universum, also ein Schöpfer, mochte zwar von religiöser Seite herbeigewünscht oder postuliert werden, wissenschaftlich nachweisbar war er jedoch nicht. Die Erde und die Menschheit mochten zwar der metaphysische Angelpunkt der göttlichen Schöpfung sein, rechtfertigen ließ sich dieser Status aber nicht durch ein wissenschaftliches Verständ-

nis, das sowohl in der Erde als auch in der Sonne nur zwei von unzähligen anderen, sich in einer grenzenlosen neutralen Leere bewegenden Körpern sah.

„Das ewige Schweigen dieser unendlichen Räume macht mich schauern“, gestand der tiefgläubige Mathematiker Blaise Pascal (1623–1662). Im newtonschen Kosmos hatten Himmel und Hölle als natürliche feste Orte keinen Sinn mehr. Wunder und göttliche Eingriffe in die menschlichen Angelegenheiten galten jetzt mehr und mehr als unglaubwürdig, da sie im Widerspruch zu der Ordnung eines wie ein Uhrwerk funktionierenden Universums standen. Die christlichen Philosophen und Wissenschaftler, und mit ihnen die gebildete christliche Öffentlichkeit, sahen keine Möglichkeit, die wissenschaftliche und die religiöse Wirklichkeit miteinander zu verbinden. Die Vorstellung, dass Verstand und Glaube zwei verschiedenen Sphären angehören mussten, setzte sich durch. Der Glaube entwickelte sich unter dem Einfluss von Reformation, fundamentalistischem Protestantismus und gegenreformatorischem Katholizismus selbständig weiter. Auch der Verstand verselbständigte sich unter dem Einfluss von Francis Bacon, René Descartes, John Locke und David Hume, durch die empirische Wissenschaft, die rationale Philosophie und die Aufklärung.

In einer Situation, die sich gleichermaßen durch die Vitalität von Wissenschaft und von Religion und die Diskrepanz zwischen ihnen auszeichnete, wurde das kulturelle Weltbild zwangsläufig gespalten. Die Religion wurde zunehmend bestimmten Bereichen zugeteilt – sie war eher von Bedeutung für die Innen- als für die Außenwelt, eher für ein Leben nach dem Tod als für dieses Leben, eher für den Feiertag als für den Alltag.

Gleichsam als Reaktion auf das abstrakt-mechanische Universum der Physiker und Philosophen der Aufklärung kam es zu einer Welle leidenschaftlicher, gefühlsbezogener Religionsbewegungen, die in der Bevölkerung des 17. und 18. Jahrhunderts auf breiten Zuspruch stießen: dem Pietismus in Deutschland, dem Jansenismus in Frankreich, den Quäkern und Methodisten in England, der Erweckungsbewegung in Amerika.

Die religiöse Musik des Westens erreichte in dieser Epoche mit Bach und Händel, beide wenige Monate nach Newtons „Principia“ geboren, ihren Gipfel. Gleichzeitig war der Aufstieg des wissenschaftlichen Ratio-

nalismus, der seine Souveränität auf immer größere Gebiete der menschlichen Erfahrung ausdehnte, nicht mehr aufzuhalten.

In einer Zeit, die wie keine zuvor durch Wissenschaft und Vernunft aufgeklärt war, wirkte die Frohbotschaft des Christentums immer weniger überzeugend, ihre metaphysische Struktur als festes Lebensfundament immer weniger sicher und psychologisch immer weniger notwendig. Die von vielen empfundene Unwahrscheinlichkeit des gesamten Ereigniszusammenhangs – dass ein unendlicher und ewiger Gott plötzlich an einem historischen, konkreten Ort zu einem besonderen menschlichen Wesen geworden sein sollte, nur um sich dann am Kreuz schändlich hinrichten zu lassen – wurde schmerzhaft deutlich. Dass ein einzelnes kurzes, vor 2000 Jahren in einem unbedeutenden Landstrich gelebtes Leben einen überwältigenden kosmischen oder ewigen Sinn besitzen sollte, war für den vernünftigen Menschen nicht länger nachvollziehbar. Dies galt umso mehr, als dies im Grunde unspektakuläre Ereignis auf einem Planeten stattgefunden hatte, vom dem jetzt bekannt war, dass er ein relativ unwichtiges Stück Materie war, irgendwo in einem unvorstellbar weiten und unpersönlichen, von Milliarden anderer Sterne bevölkerten Universum.

Für den kritischen neuzeitlichen Intellekt war es wahrscheinlicher, dass es sich beim jüdisch-christlichen Gott um eine besonders dauerhafte Kombination aus Wunsch erfüllender Phantasievorstellung und anthropomorpher Projektion handelte – geschaffen nach des Menschen eigenem Bild, um alles Leid zu lindern und das Unrecht zu rächen, das der Mensch im Alltag so schwer erträglich fand. Hielt sich der unsentimentale menschliche Verstand jedoch eng an die historischen Beweise, dann gab es keine Notwendigkeit, die Existenz eines solchen Gottes zu postulieren. Die wissenschaftlichen Daten legten auf überwältigende Weise nahe, dass die natürliche Welt und ihre Geschichte der Ausdruck eines unpersönlichen Prozesses waren. Das antike Interesse an kosmischen Plänen und göttlichen Zwecken, an letzten metaphysischen Fragen nach dem Warum der Phänomene, hörte auf, die Phantasie der Wissenschaftler zu beschäftigen. Offenbar war es erheblich fruchtbarer, sich auf das Wie zu konzentrieren, auf die Mechanismen, Naturgesetze, konkreten Daten, die gemessen und überprüft werden konnten.

Mit dem Sieg des Darwinismus – und besonders im Gefolge der gefeierten Oxford-Debatte von 1860 zwischen Bischof Wilberforce und Thomas Henry Huxley – hatte die Wissenschaft unwiderruflich ihre Unabhängigkeit von der Theologie errungen.

Ein humanitärer Liberalismus bewahrte bestimmte Elemente des christlichen Ethos, ohne dessen transzendentes Fundament zu übernehmen. Wie der moderne Verstand die geistige Größe und das Ethos der platonischen Philosophie bewunderte, zugleich aber ihre Metaphysik verwarf, so wurden die ethischen Vorschriften des Christentums auch weiterhin stillschweigend respektiert und befolgt, während seine weitreichenden metaphysischen und religiösen Ansprüche zunehmend angezweifelt wurden.

Nicht wenige Wissenschaftler und Philosophen erkannten allerdings auf einer anderen Ebene als der des christlichen Denkens in der Wissenschaft selbst eine religiöse Dimension; sie schien offen für eine religiöse Interpretation oder konnte zumindest als erster Schritt zu einer neuen religiösen Würdigung des Universums dienen. Die Schönheit und die großartige Vielfalt der natürlichen Formen, das ungeheuer komplizierte Funktionieren des menschlichen Körpers, die evolutionäre Entwicklung des menschlichen Auges wie auch des menschlichen Geistes, die mathematische Struktur des Kosmos, die unvorstellbare Größe des Weltalls – all dies schien die Existenz einer wunderbaren göttlichen Intelligenz und Macht vorauszusetzen. Dagegen argumentierten andere Wissenschaftler und Philosophen, dass solche Phänomene als relativ zufällige Ergebnisse durch die Naturgesetze aus Physik, Chemie und Biologie erklärt werden konnten. Das ganze Szenarium der kosmischen Evolution schien nun als eine direkte Folge von Zufall und Notwendigkeit erklärbar zu sein, als zielloses Zusammenspiel der Naturgesetze. Gott war hierbei eine unnötige Hypothese.

Im 19. Jahrhundert wurde der Säkularisierungsprozess der Aufklärung konsequent zu Ende geführt. Comte, Mill, Feuerbach, Marx, Haeckel, Spencer, Huxley und – mit einer anderen Geisteshaltung – Nietzsche läuteten der traditionellen Religion die Totenglocken. Die diesseitige Welt des Menschen und der Materie war eindeutig die einzig nachweisbare Wirklichkeit. Metaphysische Spekulationen über höhere geistige Wesen waren nichts als müßige intellektuelle Phantasien und erwiesen

der Menschheit einen schlechten Dienst. Gott war nichts anderes als eine Projektion der inneren menschlichen Natur. Vom Unerkennbaren hinter den Phänomenen der Welt durfte vielleicht noch die Rede sein, aber damit war auch schon die Grenze dessen erreicht, was sich legitimerweise aussagen ließ.

Noch bevor es der industriellen Revolution gelang, den überlegenen praktischen Nutzen der Naturwissenschaft unter Beweis zu stellen, hatten diese kulturellen Entwicklungen einer wissenschaftlichen Sicht der Dinge den Vorzug gegeben. Die wissenschaftliche Revolution war inmitten des Chaos und der ungeheuren Zerstörungen der Religionskriege entstanden, die auf die Reformation folgten und Europa im Namen konkurrierender christlicher Absolutheitsansprüche in eine über ein Jahrhundert dauernde Krise gestürzt hatten. Solche Umstände waren dazu angetan, nicht nur die Glaubwürdigkeit des christlichen Verständnisses in Zweifel zu ziehen, sondern auch seine Fähigkeit, Sicherheit und relativen Frieden zu schaffen – von universeller Nächstenliebe ganz zu schweigen.

Friedrich Nietzsches epochale Verkündigung vom Tod Gottes bildete den Höhepunkt in dieser langen Entwicklung innerhalb des westlichen Denkens; die existentielle Stimmung des 20. Jahrhunderts kündigte sich an.

Mit der quantitativen Analyse der Welt, mit der methodologischen Befreiung von subjektiven Verzerrungen war die Ausgrenzung all jener – emotionalen, ästhetischen, ethischen, sinnlichen, imaginativen, intentionalen – Eigenschaften verbunden, die bis dahin konstitutiv für die menschliche Erfahrung gewesen waren. Die Wissenschaft mochte eine kalte und unpersönliche Welt offenbart haben – aber es war nunmehr die „wahre“ Welt.

Eine Welt, die nicht mehr aus den Händen Gottes kam, hatte ihre geistige Würde verloren. Diese Verarmung berührte zwangsläufig auch den Menschen, die ehemalige Krone der Schöpfung. Man sprach plötzlich von anthropozentrischer Selbsttäuschung. Alles war im Fluss. Der Mensch war nichts Absolutes; die von ihm geschätzten Werte verfügten über keinerlei Basis außerhalb seiner selbst. Die Strukturen der Gesellschaft, der Kultur, ja sogar des Verstandes schienen jetzt relativ willkürliche Nebenprodukte des Kampfes um biologischen Erfolg zu sein. Auf diese Weise wirkte Darwins Theorie befreiend und herabsetzend zugleich.

Das Selbstbild des modernen Menschen wurde im Verlauf des wissenschaftlichen Fortschritts nicht nur radikal in seine räumlichen und zeitlichen Schranken verwiesen, es erfuhr auch eine qualitative Entwertung seines wesentlichen Charakters. So wurde das menschliche Bewusstsein zu einem bloßen Epiphänomen der Materie, einer Sekretion des Gehirns, einer Funktion in einem biologischen Befehlen Folge leistenden elektrochemischen Schaltsystem.

Die erkenntnisleitende Hypothese, dass die Komplexität der Welt und der menschlichen Erfahrung im weiteren Verlauf des Fortschritts eine abschließende Erklärung allein aufgrund naturwissenschaftlicher Prinzipien finden werde, nahm zunehmend – wenngleich oft unbewusst – den Status eines wohlbegründeten, wissenschaftlichen Prinzips an, obwohl es sich, genau genommen, nur um eine Hypothese handelte.

Je intensiver der moderne Mensch aber danach strebte, die Natur durch das Verstehen ihrer Prinzipien zu kontrollieren, sich von ihrer Macht zu befreien, sich von ihren Notwendigkeiten abzukoppeln und über sie zu erheben, desto umfassender verwies ihn seine eigene Wissenschaft wieder zurück an die Natur. Die Ironie des Fortschritts liegt darin, dass der selbstbewusste, bahnbrechende moderne Geist eine Reihe von deterministischen Prinzipien entdeckte – cartesianische, newtonsche, darwinistische, marxistische, freudsche, behaviouristische, genetische, neurophysiologische, sozialbiologische u. a. –, die den Glauben an die Willens- und Geistesfreiheit des Menschen immer nachhaltiger schwächten und ihm das Gefühl raubten, mehr als nur ein peripherer und vorübergehender Zufall der materiellen Evolution zu sein.

Die Wissenschaft erlebte im 19. und frühen 20. Jahrhundert ihr Goldenes Zeitalter: außergewöhnliche Fortschritte auf allen wichtigen Feldern; eine breite akademische wie industrielle Forschung; praktische Anwendungen, die sich auf der Grundlage von Wissenschaft und Technik schnell verbreiteten. Der Optimismus der Zeit stand im unmittelbaren Zusammenhang mit einem geradezu grenzenlosen Vertrauen in das Vermögen der Wissenschaft, den Stand des Wissens, die Gesundheit und das allgemeine Wohlergehen der Menschheit immer weiter zu verbessern.

Religion und Metaphysik setzten ihren langsamen Niedergang fort. Vor dem Hintergrund der überlegenen kognitiven Effizienz und der streng